Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 21 (1945-1946)

Heft: 6

Artikel: Schrecken über Java : ein Augenzeugenbericht eines Schweizers über die japanische Besetzung

Autor: Sigg, Max

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

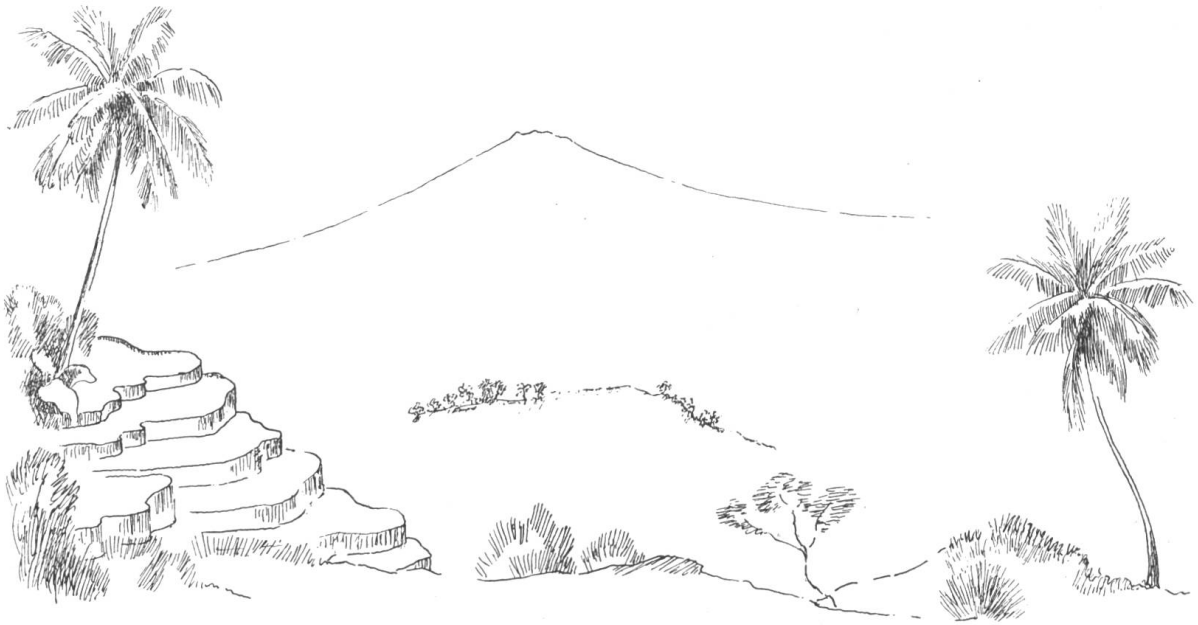
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Schrecken über Java

Augenzeugenbericht eines Schweizers über die japanische Besetzung

Von Max Sigg

Illustration von Willi Quidort

Am Abend des 8. März 1942 saßen wir nervös in unserm Wohnhaus in Soerabaja, auf Java. Vor wenigen Stunden waren die ersten Japaner in der Stadt eingezogen — auf ihren Militärlastwagen waren sie durch die Straßen gefahren und hatten durch aufmontierte Lautsprecher die Bevölkerung auf malaiisch «zur strengsten Ruhe» verwiesen.

Meine Frau trat ins Zimmer:

«Es sind ein paar Japaner da», sagte sie. Erschrocken stand ich auf. Drei japanische Soldaten standen unter der Tür. Sie sahen sehr mitgenommen aus und waren sichtlich verlegen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß einer von ihnen ein paar tote Hühner in der Hand hielt. Sie erklärten mir, daß sie sich mit ihrem Zug im Hause nebenan einlogiert hätten, und daß sie gerne diese Hühner in meiner Küche zubereiten würden. Ich erlaubte es ihnen natürlich und führte sie in unsere Küche. Auf einmal entdeckte einer ein paar Bananen und eine Büchse Haferflocken, und mit einem Blick auf mich wollte er die Sachen an sich nehmen. Als ich ihm aber erklärte, das sei für unsern kleinen Sohn, legte er die Lebensmittel widerstrebend, aber diszipliniert auf die Lade zurück.

Nachdem sie ihr Huhn fertig gebraten hatten, bot mir ihr Anführer, wohl ein Korporal, seinen Dolch an. Ich wußte nicht recht, ob er mir damit danken wollte oder ob es eine Bezahlung bedeutete — auf jeden Fall lehnte ich die Gabe ab. Das schien denn auch richtig zu sein, denn er lächelte mir freundlich zu. Dann verließen sie uns und gingen in ihr Quartier zurück.

Das war meine erste Begegnung mit den Japanern. Ich ahnte damals nicht, daß mir andere Begegnungen mit ihnen bevorstanden, die bedeutend ungemütlicher werden sollten!

* * *

Im Mai 1939 hatte ich meinen Heimatort Winterthur verlassen und war nach Java gefahren, um dort eine holländische Druckerei zu modernisieren. Nach einem Jahr entließ mich die Firma als Folge des Kriegsausbruchs in Holland. Weil damals die Heimreise unerschwinglich gewesen wäre (6000 Sfr. pro Person!), beschlossen wir, vorderhand in Java zu bleiben. Als kurzer Zwischenakt arbeitete ich auf einer großen holländischen Zeitung. Dann beauftragte mich eine Druckerei mit der Herstellung eines Textildruckverfahrens.

Im Labor eines Freundes kam ich nach monatelanger Arbeit glücklich zum Ziel. Das Verfahren bestand die Probe! Am 10. Dezember 1941 hätten die ersten Kontrakte unterzeichnet werden sollen.

Aber es wurde nichts daraus: Am 8. Dezember proklamierte Präsident Roosevelt den Kriegszustand Amerikas gegenüber Japan.

Auf Java wurde notdürftig mobilisiert. Aber kein Europäer nahm die Sache sehr ernst. Denn niemand glaubte wirklich an die japanische Aggression. Wir wußten zwar alle, daß 90 % der auf der Insel anwesenden Japaner Spione waren. Aber es ließ uns gleichgültig. Wir hielten die Spionage für ein japanisches Gesellschaftsspiel, in das wir nicht dreinpfuschen wollten.

«Die werden sich ja schön die Finger verbrennen, diese Japsen!» hatte es geheißen, als der Überfall auf Pearl Harbour bekannt geworden war. Zwei Monate lang glaubte man einfach nicht, daß die Japaner jemals bis nach Java vorstoßen würden.

Und dann erreichte uns eine Hiobsbotschaft nach der andern. Die Japaner kamen immer näher. Singapore fiel. Wir begannen den Krieg zu spüren: Schweizer aus Borneo wurden nach Java evakuiert. Wawell zog sich nach Java zurück. Wir sahen versprengte, aber wohl gelaunte amerikanische Offiziere und Soldaten, die sich Richtung Süd zurückzogen. Bombardemente setzten ein.

Wer von den Europäern den Mut und die nötigen Beziehungen hatte, kroch in einem der an der Südküste liegenden alliierten Kriegs- oder Handelsschiffe unter und rettete sich auf diese Weise . . ., sofern es nicht später japanischen Bomben oder Torpedos zusammen mit der Besatzung zum Opfer fiel.

Uns blieb nichts übrig, als zu bleiben.

Auch die friedlichsten Holländer begannen langsam mit einer japanischen Landung auf Java zu rechnen, aber ohne sie zu fürchten. «In God's naam», sagte mein holländischer Chef, «im schlimmsten Fall gibt es einen vorübergehenden Regimewechsel.»

Am 1. März landeten die ersten japanischen Abteilungen auf Java. Die ganze Besetzung ging denkbar friedlich vor sich. In Batavia z. B. wartete der holländische Bürgermeister, von einer feierlichen Delegation begleitet, zwei Tage lang geduldig vor den Toren der Stadt auf die Japaner. Als diese dann endlich eintrafen, wurde er überhaupt nicht beachtet!

Es wäre unrichtig, an das Verhalten der Holländer auf Java schweizerische Maßstäbe anzulegen. Daß die Holländer Mut an den Tag legen, wenn es gilt, sich gegen Unterdrücker zu wehren, das haben sie ja in ihrem Mutterland während des Krieges in großartiger Weise gezeigt. Auf einer Tropeninsel wie Java liegen die Verhältnisse eben anders. Die dortigen Europäer, und mit ihnen die Holländer, waren auf kriegerische Ereignisse weder geistig noch materiell vorbereitet. Die Mentalität der Holländer war derart friedlich, daß dies sogar in der niederländisch-indischen Armee zum Ausdruck kam.

So ist es zu erklären, daß von den zirka 100 000 Soldaten der holländischen Armee auf Java nur wenige Dutzend im Kampf gegen die Japaner gefallen sind.

Und die Einheimischen? Sobald ihnen die Unsicherheit der Europäer zum Bewußtsein kam, ergossen sich ungeheuerliche Plünderungswellen von Javanern über die ganze Insel. Die Eingeborenen waren wie von einem wilden Taumel erfaßt. Sie hatten nicht etwa nur die Absicht, sich zu

bereichern, sondern es ging ihnen vor allem um das kindliche Spiel der Vernichtung. Sie schlugen alles, dessen sie habhaft werden konnten, kurz und klein.

Als ich ein paar Tage nach der vollzogenen Besetzung mich in das Dorf hinaus wagte, wo wir unsere Druckmaschinen in Sicherheit gebracht hatten, fand ich dort ein Trümmerfeld vor. Schon von weitem wehten mir die farbigen und weißen Papierbogen von den Bäumen entgegen, wo sie wie Luftschlangen flatterten. Der ganze Papiervorrat wirbelte in der Gegend herum. Auch die Maschinen waren völlig demoliert.

In diesen paar Tagen wurde von den Javanern mehr vernichtet, als aller Dynamit der holländischen Zerstörungsdetachemente es fertig brachte.

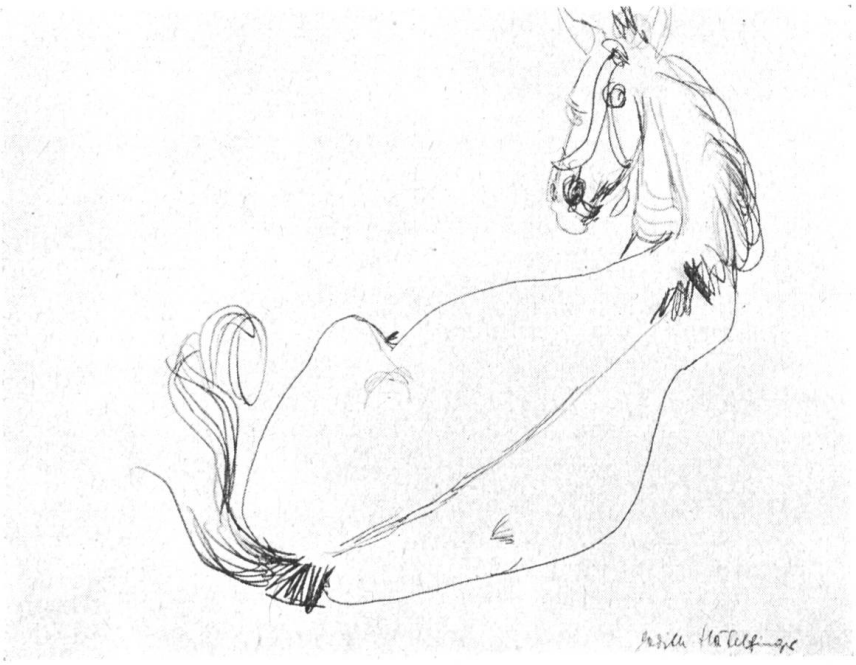
In vielen Fällen genügte freilich ein einzelner, herzhafter Europäer, der sich vor dem Hauptportal seines Betriebes aufpflanzte, um die vielhundertköpfige Menge der Einheimischen von einer Zerstörung der Fabrik abzuhalten.

Natürlich wurden auch die vollen Kassen gründlich ausgeraubt. Wochenlang sah man nachher Kulis mit Tausendgulden-Noten auf der Straße herumspazieren. Sie wußten freilich nicht viel damit anzufangen, weil ihnen niemand das Geld wechseln konnte. Die chinesischen Händler spezialisierten sich dann sofort darauf, diese Tausendernoten gegen eine Handvoll Kleingeld oder ein paar Kleidungsstücke zu erhandeln.

Nach der Besetzung ging die Autorität sofort an die Japaner über. Sie verschafften sich diese auf ihre eigene Weise: Auf den Marktplätzen wurden unverzüglich allen auf frischer Tat ertappten Plünderern die Hände abgeschnitten.

Wer den holländischen Truppen angehört hatte, wurde registriert und gleich gefangen genommen. Die andern Holländer, die Beamten wie die Geschäftsleute, wurden vorerst auf ihren Posten gelassen. Aber in jedes Büro wurde womöglich auch ein Japaner gesteckt. Dieser ließ sich den Betrieb erklären und sah sich alles sehr

PONNY



Bleistiftzeichnung *Edith Häfelfinger*

genau an. Die Holländer waren jedoch ziemlich ungehindert. Keiner hatte das Gefühl, das Land sei «erobert» worden. Keiner sah vorerst die Tragweite der neuen Situation ein.

Dann kam plötzlich eine Razzia. Alle männlichen Europäer wurden verhaftet und untersucht. Sämtliche Beamten kamen ins Gefängnis. Das wirkte wie ein Schlag. Man begann endlich zu realisieren, daß man in einem besiegten Lande und unter den Japanern lebte!

Es begann eine schreckliche Zeit.

Im Mai waren sämtliche niederländisch-indischen Beamten durch Japaner und Javaner ersetzt durch jene, die in den vorangegangenen Wochen die betreffenden Büros beaufsichtigt und sich auf diese Art eingearbeitet hatten!

Alle paar Wochen wurde auf den Straßen eine Schar Europäer zusammengetrieben. Wer nicht als «lebenswichtig» angesehen wurde, landete im Gefängnis. So wurden systematisch und unerbittlich im Laufe der Monate sämtliche Holländer, Frauen, Kinder und Männer, in Lager und Gefängnisse gesteckt. Im Dezember 1943 war auf Java kein einziger Holländer mehr frei!

Uns Schweizer ließ man vorderhand unbehelligt. Aber die Konsulate wurden aufgehoben.

«Java ist jetzt japanisch», hieß es. «Euer Konsulat ist in Tokio.»

Trotz unserer Ausnahmestellung wurde das Leben in Soerabaja immer unerträglicher. Die Arroganz der Japaner war für uns eine ständige Qual. So hatte z. B. jeder Zivilist die japanischen Wachen zu grüßen. Wer auf dem Velo saß, mußte absteigen, um dem japanischen Wachtsoldaten mit einer demütigen Verbeugung die Reverenz zu erweisen. Wenn der Soldat die Verbeugung zu wenig respektvoll fand, oder wenn ihm ein europäisches Gesicht mißfiel, begann er den Betreffenden zu ohrfeigen. Mit gleicher Münze zurückzuzahlen bedeutete Prozeß und Todesstrafe!

Zu dieser seelischen Bedrückung kam der immer empfindlichere Mangel an Lebensmitteln. Die Japaner brachten es fertig, das unermeßlich reiche Java völlig auszuplündern. Die sehr gut organisierte Lebensmittelversorgung der Städte war innert kürzester Zeit völlig zerstört. Importiert wurde überhaupt nichts. Zu Hunderttausenden wurden die Einheimischen auf diese Weise ausgehungert.

Im Sommer 1943 wurde die Drukkerei, in der ich als Prokurist gearbeitet hatte, von den Japanern konfisziert. Ich benützte die Gelegenheit, um mit meiner Frau und meinem Sohn die Stadt Soerabaja endlich zu verlassen. Wir siedelten nach Tawangmangoe, einem stillen Bergort in Mitteljava, wo wir uns vor den japanischen Zugriffen einigermaßen sicher glaubten, über.

Als ich zwei Monate später nach Soerabaja zurückkehrte, tat ich dies als Gefangener der Ken Pei Tai, der Gestapo Japans. Zusammen mit andern Schweizer Landsleuten wurde ich als Spionageverdächtigter in das berüchtigtste Gebäude der Stadt Soerabaja geschleppt, in das Untersuchungsgefängnis der Ken Pei Tai. Ich dachte damals, der Irrtum werde sich in wenigen Stunden aufklären — und war naiv genug, zu glauben, ein Neutraler könne nicht grundlos gefangen gehalten werden. Es sollte 12 Monate dauern, bis ich das Licht der Freiheit wieder sah.

Was ich während dieser Monate in den Zellen der Ken Pei Tai erlebt habe, werde ich niemals vergessen.

Es war bereits dunkel, als ich ins Gefängnisgebäude eingeliefert wurde. Ich erhielt die Nummer 39. Barfuß, in Hemd und Hose, wurde ich dem Wächter übergeben und von diesem in einen engen Raum hinein gestoßen.

Ein schrecklicher, heißer Dunstgeruch schlug mir entgegen. Eine kleine Lampe beleuchtete schwach einen Knäuel halbnackter Leiber, die den ganzen Boden bedeckten. Mit ein paar brutalen Stockschlägen veranlaßte der Wächter die Insassen, mir soweit Platz zu machen, daß ich mit angezogenen Knien, an die Wand gelehnt, sitzen konnte.

Ich war wie betäubt. Erst mit der Zeit vermochte ich Einzelheiten wahrzunehmen. Auf der knapp 10 Quadratmeter großen Bodenfläche hockten 17 Männer aller Altersstufen, in zwei Reihen zusammengepfercht, die Beine gegen die Mitte hin zusammenhaltend. In einer Ecke befand sich ein offener Lokus, auf dem fortwährend einer den andern ablöste — ich bemerkte sogleich, daß viele von den Gefangenen akute Dysenterie hatten, die gefürchtete und ansteckende Tropengefängniskrankheit. Ungezählte Moskitos durchschwirrten die stickige Luft.

«Kennst du mich nicht?» einer der Insassen reckte den Kopf zu mir hin. Aus einem struppigen roten Bart starrten mich zwei hohle Augen an. Ich konnte mich nicht entsinnen, das Gesicht schon einmal gesehen zu haben.

«Ich bin der Direktor der Handelsbank», sagte der Gefangene. Ich erschauerte. Bis vor wenigen Wochen hatte ich mit ihm in naher geschäftlicher Beziehung gestanden. Er war zu einer Ruine geworden. Gierig und ständig auf der Lauer fragte er mich nach den neuesten Kriegsberichten. Ich konnte ihm (Oktober 1943!) keine guten Nachrichten geben!

In diesem Augenblick tauchte der wachthabende Soldat vor dem Zellengitter auf. Er hatte sich auf dem teppichbelegten Gang lautlos genähert und mich auf diese Weise beim Sprechen überrascht. Ich mußte vor das Gitter knien, während der Japaner einen zu diesem Zwecke bereitstehenden Hartholzknebel auf meinen Kopf niedersausen ließ. Halb ohnmächtig sackte ich zusammen.

Gefangener der Ken Pei Tai!

Die Nacht wurde schrecklich. Andauernd wurden Leute aus den Zellen einzeln zum Verhör geholt. Durch die dünnen Holzwände hindurch war jeder Fluch und jeder Schlag der Wächter zu hören. Dazwischen Gestöhn und Geschrei der Mißhandelten.

Man lag direkt auf dem Steinboden. Ein paar zerrissene Decken, die einige Einheimische in Beschlag genommen hatten, sowie drei kleine, schmutzstarrende Kissen bildeten das einzige Inventar. Es war ausgeschlossen, zu schlafen.

Um 6 Uhr wurde Tagwache geläutet. Kissen und Decken wurden durch das Gitter in den Gang hinaus geworfen. Zwei Gefangene, die draußen Dienst hatten, nahmen die Decken zusammen und reichten uns einen alten Besen und einen Lappen, womit wir die Zelle zu reinigen hatten. Jetzt erst erkannte ich zu meinem großen Schrecken unter meinen Mitgefangenen eine ganze Anzahl namhafter Soerabajaner. Sie waren alle unsagbar verwildert, mit Eitergeschwüren bedeckt und über und über voller Wanzenstiche.

Ein bärtiger Kerl, der sich als armenischer Berufsboxer vorstellte, zog mich neben sich und anerbot sich, mir die nötigen Tips zu geben. Flüsternd und gebückt teilte er mir mit, daß er bereits seit 72 Tagen in dieser gleichen Zelle sitze. «Warum, weiß ich nicht. Niemand weiß warum. Nicht einmal verhört haben sie mich. Man hat verflucht Hunger!» Und schon erfuhr ich den eigentlichen Grund seiner Zuneigung. Um 10 Uhr gäbe es einen Teller voll Reis, sagte er, wenn man neu komme, könne man das Zeug kaum essen, ich solle es vielleicht ihm abtreten.

Die Verteilung des Essens war das Tagesereignis. Durch das Gitter schob man jedem von uns einen kleinen Teller zu mit einer Handvoll Reis, etwas Gemüse und einem kleinen, gesalzenen Fischchen darin. Ich hätte meine Portion ohne weiteres aufessen können, doch da ich die gierigen Blicke bemerkte, die auf meinem Teller lagen, schob ich das Zeug einem zum Skelett abgemagerten Wesen zu, das bewegungslos vor mir saß. Zur großen Enttäuschung des Boxers schlang es die Portion in drei Bissen hinunter. Es dankte mir mit einem Blick seiner hohlen glänzenden Augen.

Den Kopf meines Fischchens, den ich in der Hand behalten hatte, gab ich auf einem leeren Teller dem Bankdirektor weiter, der beim Gitter saß und den

« Schalterdienst » besorgte, damit er die Sache auf den Gang hinaus schiebe. « Willst du das nicht essen? » fragte er erstaunt, « kann ich es haben? » Und schon verschwand der Fischkopf zwischen seinem roten Bart.

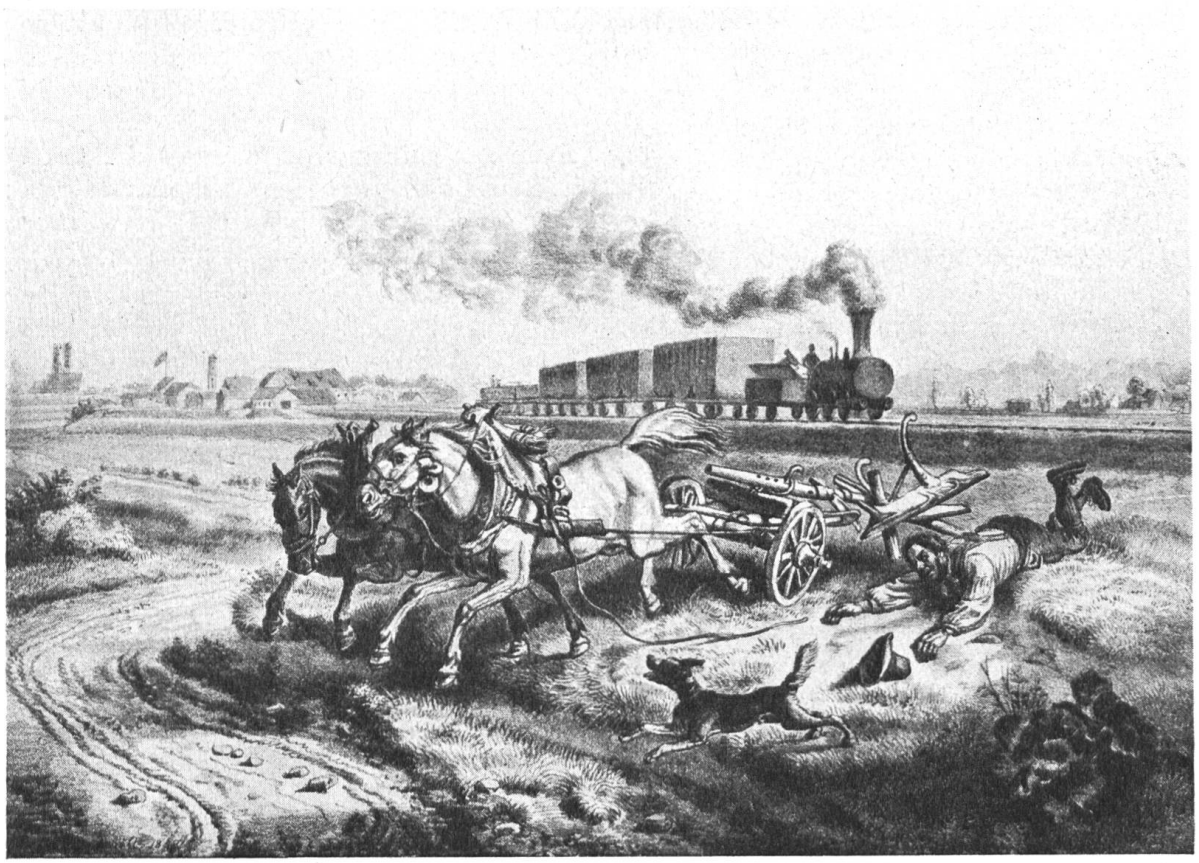
Es standen mir noch andere Überraschungen bevor.

Schlüsselgerassel. Die Zellentüre wird geöffnet. Der Wächter bedeutet mir, ihm zu folgen. Ich werde in einen großen Raum geführt. Außer einem Tisch, zwei Stühlen und ein paar Papieren ist nichts zu sehen. Zwei Japaner treten ein, Unteroffiziere der Ken Pei Tai. Man befiehlt mir, auf den Boden zu sitzen. Dann beginnt das Verhör.

Der eine der Japaner warf mir vor, ich sei ein großer internationaler Spion. Das sehe man schon daraus, daß ich fünf Sprachen spreche. (Sie schlossen das aus dem Umstand, daß sie in meiner Wohnung fünf Wörterbücher gefunden hatten.) Ferner kenne ich alle Länder Europas und auch Amerika. (Aus meinem Paß ersahen sie, daß ich schon früher einige Reisen unternommen hatte.)

Auf meine Einsprache hin begannen sie, mich mit den Füßen zu bearbeiten, dann ging es weiter mit Bambusstöcken, dann mit Hartholz, schließlich mit Gummiknütteln. Völlig zerschlagen, mit blutunterlaufenem Rücken und zerbeultem Kopf, kam ich in die Zelle zurück.

DIE NEU ERÖFFNETE EISENBAHN



Besitz: Antiquar Ziegler, Zürich

Neunmal wurde ich im Laufe von zwei Monaten auf diese Weise verhört.

Einmal schlugen sie mich so lange auf den Kopf, daß ich das Bewußtsein verlor. Ein brennender Schmerz in der rechten Kniekehle weckte mich — sie hatten ihre brennenden Zigaretten an dieser Stelle ausgedrückt. Dann begann es von neuem. Sie rissen mich an den Haaren hoch und schlugen mich ins Gesicht.

Stundenlang lag ich nachher ohnmächtig in meiner Zelle.

Aber nicht nur die eigenen körperlichen Schmerzen waren es, die mich oft fast zum Wahnsinn trieben. Ununterbrochen hatte man die Leiden seiner Zellenkameraden vor Augen. Viele von ihnen wurden zu Tode gefoltert. Stundenlang wurden sie an den hinter dem Rücken zusammengebundenen Händen aufgehängt, bis die Arme aus den Achselgelenken gezogen wurden. Mit nassen Tüchern, die man ihnen ins Gesicht preßte, wurden sie soweit erstickt, daß sie blau anliefen.

In unserer Zelle lebte ein junger Mensch, fast noch ein Knabe, mit einem freundlichen, blassen Gesicht. Nach einem Verhör wurde er von zwei Wächtern in die Zelle zurückgeschleppt, bewußtlos, aus einer großen Stirnwunde sickerte langsam Blut. Zwei Tage blieb er regungslos liegen. Als endlich ein Arzt erschien, war es zu spät. Die Augen des blassen, jungen Gesichtes öffneten sich nicht mehr.

Von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends mußten wir, unter strengstem Sprechverbot, mit übergeschlagenen Beinen, auf dem Betonboden sitzen, Gesicht gegen das Gitter. Die einzige, schreckliche Abwechslung waren die Verhöre. Jeder von uns war einem bestimmten Folterknecht zugeteilt. Und jeder kannte die Stimme seines Henkers, wenn sie von noch so weit her durch die Wände an sein Ohr drang!

In einer solchen Atmosphäre zerbricht die Widerstandskraft des stärksten Mannes. Und das war es, womit die Japaner rechneten. Von den wenigen Gefangenen, die wirklich ein Geheimnis zu hüten hatten, gab es wohl kaum einen, der es bewahren konnte.

Die Ken Pei Tai, der unser Gefängnis unterstand, war die gefürchtetste Organisation der Japaner. Sie war unabhängig von der Armee und stand weit über ihr. Ich war Zeuge, wie in Soerabaja ein japanischer Offizier von einem Soldaten der Ken Tei Pai verprügelt wurde — in Anwesenheit seiner Untergebenen, ohne daß er es wagte, sich zur Wehr zu setzen.

Die Macht der Ken Pei Tai war, trotz ihrer zahlenmäßigen Schwäche — in Soerabaja waren sie etwa 40 Mann stark! — schlechthin unbegrenzt.

Mein eigener Henker war ein stiernackiger, brutaler Kerl, wie ein Tier anzusehen. Ein anderer, eine Art Schauspieler, zeichnete sich durch seine Foltermethoden vor allen andern aus — um nachher den Gemarterten unter Tränen um Entschuldigung zu bitten. Er tue nur seine Pflicht . . . Ein anderer wiederum ließ seinen Opfern nach der Malträtierung ein fabelhaftes Nachtessen, das er extra aus einer der chinesischen Küchen der Stadt kommen ließ, vorsetzen, das man aber in diesem Zustand gar nicht genießen konnte.

Einer schenkte mir einmal ein paar Bananen und eine Schüssel Zucker. «Du bist tapfer!» sagte er, «daß du für dein Vaterland alles das auf dich nimmst!» Zwei Tage vorher hatte er eine Frau zu Tode geprügelt.

Als die Ken Pei Tai nach zwei Monaten die Hoffnung endlich aufgab, etwas aus mir herauszubringen, wurde ich ins Kriminalgefängnis von Soerabaja übergeführt.

Ich wurde zu 12 Gefangenen in eine winzige Zelle gesteckt, die mir aber nach dem Ken-Pei-Tai-Quartier wie ein Tanzsaal vorkam. Meine Mitgefangenen, mit denen ich nun 10 Monate zusammenleben sollte, waren Javaner und Mischlinge, auch Kriminelle — ein einziger Europäer befand sich unter ihnen: mein Schweizer Landsmann Dr. Sch. aus Basel.

Photo: M. A. Wyß
Stilleben

Es ist kaum zu ermessen, welche Wohltat dieses Zusammentreffen für uns beide bedeutete.

Was nun begann, war das Schrecklichste, was ich in all diesen Jahren erlebte. Innert weniger Wochen magerten wir zu Skeletten ab. Zum Frühstück erhielten wir zwei Löffel wässerigen Stärkekleister, wie ihn bei uns die Glätterinnen brauchen, zum Mittag- und Abendessen je einen Suppenlöffel gekochten Reis und einen Gütsch Wasser, in dem ein paar Staudenblätter ausgekocht waren.

Aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate. Nichts geschah, keiner wurde verhört, keiner verurteilt, und keiner war sich eines wirklichen Vergehens bewußt.

Unsere Mitgefangenen siechten langsam dahin, viele raffte die Beriberi weg, andere starben an Dysenterie, andere an Geschwüren. Manche wurden apathisch, nahmen kein Essen mehr zu sich und verhungerten. Ein paar Zellen neben uns befand sich der holländische Gouverneur Hartefeld. Er war bereits 50jährig und deshalb weniger widerstandsfähig als wir. Ein Geschwür begann sich über seinen ganzen Rücken zu fressen, er wurde kindisch und starb nach wenigen Wochen.

Zu jener Zeit befand sich wohl die Hälfte der männlichen Schweizer auf Java in japanischen Gefängnissen. Von unserm Konsularverweser, der in Semarang inhaftiert war, erfuhren wir später, daß er aus Verzweiflung fünf Selbstmordversuche unternahm. Aber auch er überstand die Hölle.

Ich glaube nicht, daß einer von uns lebend davongekommen wäre, wenn wir nicht endlich den Kontakt mit unsern frei gebliebenen Bekannten hätten aufnehmen können. Die Gefängnisverwaltung, von den javanischen Wächtern bis zur japanischen Direktion war vollständig korrupt. Sie verdiente durch Bestechungen im Laufe der Monate Hunderttausende von Gulden! Unsere Wächter besorgten uns Briefe an unsere Landsleute in Soerabaja, in denen wir sie baten, den Überbringern einen bestimmten Geldbetrag auszuzahlen.

Auf einmal, Ende Juli, erhielten wir von unsern Landsleuten ein Paket mit Kleidern, Nahrungsmitteln und Vitamintabletten. Von da an trafen unregelmäßig kleine Sendungen ein. Obwohl unsere Därme, jeglicher Nahrung entwöhnt, die Lebensmittel zunächst gar nicht aufnehmen konnten, waren diese Sendungen unsere Rettung. (Wie ich später erfuhr, hatten wir diese Pakete einer Schweizer Uhr zu verdanken, die unsere Landsleute draußen an den richtigen Mann zu bringen gewußt hatten.)

Eines Tages — es war am 6. Oktober 1944 — wurde ich plötzlich und völlig unerwartet, vom Wächter aus meiner Zelle geholt ... aufs Büro geführt ... und dann, so wie ich war, voller Läuse, mit schrecklichem Bart und Haarschopf, mit Geschwüren an den Beinen ... entlassen. Ich kann die Gefühle dieses Augenblicks nicht beschreiben. Auf jeden Fall begann ich zu heulen.

Ich war frei. Der 6. Oktober 1944 ist mein zweites Geburtsdatum.

Für immer werde ich mich an den Augenblick erinnern, da ich meine Frau und meine beiden Kinder in die Arme schloß. Das Jüngste war acht Monate alt.

Die zehn Schweizer Familien, damals neben ein paar Dänen und Schweden die einzigen frei lebenden Europäer auf Java, hatten sich in Tawangmangoe zu einer kleinen Kolonie zusammengeschlossen. 14 Monate lang, bis zum Ende des Krieges, lebte ich dort, zusammen mit meiner Familie, im Kreise dieser einzigartigen Gemeinschaft.

Wie Bauern lebten wir in völliger Autarkie. Aus einer Handvoll Gerste wurde mit der Zeit ein stattlicher Gerstenacker gezüchtet. Wir säten, wässerten, droschen, mahlten — und buken. Ein paar Geißen lieferten die Milch für die Kinder. Sogar Geflügel hatten wir. Einmal wurde eine rechte Schweizer Metzgete veranstaltet, mit Blutwürsten und Cervelats.

Photo: N. Viazzoli
Frühlings-Renovation

Die Akademiker unter uns übernahmen den Schulunterricht der Kinder. Ein Welschschweizer gab Französisch, ein anderer gab Zeichnen, eine Frau gab Schweizerdeutsch, und eine andere Geographie und Schweizergeschichte. Die beiden letzten Fächer mußten wir jeweilen gemeinsam vorbereiten, ein alter Baedeker diente uns als nicht ganz zuverlässige Grundlage. Ich war für alle Reparaturen verantwortlich, Pfannenflicker, Schuhmacher und Coiffeur.

Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als diese beiden aufeinanderfolgenden Jahre: das eine in den Gefängnissen der Ken Pei Tai, das andere in der Idylle unserer Schweizer-Siedlung!

Am 23. August 1945 wurde auf Java die plötzliche Kapitulation der Japaner bekannt. Und nun verfiel die Insel einer eigentlichen Anarchie.

Die Einheimischen proklamierten die Indonesische Republik, erstürmten die japanischen Waffenarsenale und begannen die Japaner niederzumetzeln. Ein Teil der Japaner nahm den Kampf auf und ermordete Tausende von Indonesiern, ein Teil jedoch schlug sich auf die Seite der Einheimischen und erhöhte dadurch die Verwirrung. Gleichzeitig brachen die geschwächten, überlebenden Holländer aus den Gefängnissen und Lagern aus, ohne zu wissen, auf welche Seite sie sich vor allem wenden sollten: die Japaner waren ihre Unterdrücker gewesen, und die Indoneser waren ihre revoltierenden Untertanen.

Das Chaos war denkbar groß, das Blut floß in Strömen — und die ersehnten Amerikaner und Engländer kamen und kamen nicht! Wo auf Java Schweizer waren, gründeten sie in dieser Zeit überall Rot-Kreuz-Organisationen und nahmen die elenden und kranken Holländer auf.

Endlich, Ende September, landeten die ersten englischen Truppeneinheiten in Batavia, die dann langsam unsere Organisation übernahmen. Mit großer Mühe gelang es uns, auf abenteuerlicher Fahrt zwischen den aufständischen Indonesiern hindurch nach Semarang zu gelangen. Per Flugzeug wurden wir via Batavia nach Singapore evakuiert. Am 11. November wurden wir auf der «Orontes», einem englischen Truppentransportschriff, eingeschifft, Richtung Suez.

Wir waren Gäste der RAPWI, einer englischen Organisation zur Heimschaffung von Europäern. Dies ist die großzügigste Organisation, die ich bis heute kennenlernte.

Uns Schweizer wartete eine Überraschung nach der andern. Wir erhielten private Kabinen, während die englischen Offiziere vom Major an abwärts in die Mannschaftsräume übersiedelten und dort in Hängematten schliefen. Wir hatten Offiziersverpflegung erster Klasse. Wir erhielten wöchentlich 1 Pfund Taschengeld, womit wir bei Zwischenlandungen einkaufen konnten. Man schenkte uns alles, was sich denken läßt: Seife, Rasierzeug, Medikamente, Stärkemittel und, als Tüpflein aufs i, jede Woche eine Portion Schokolade.

Während der Fahrt wurden uns 5 Pfund Ausrüstungsgeld ausbezahlt. In Suez wurden wir vom Kopf bis zum Fuß komplett neu eingekleidet, zwei Paar Schuhe inbegriffen. Und alles — gratis!

Diese ganze einzigartige Zuvorkommenheit geschah ohne jedes Aufheben, mit einer derart verblüffenden Selbstverständlichkeit, daß keiner von uns Schweizern den Engländern diese Großzügigkeit jemals vergessen wird.

Landung in Southampton, Expreßfahrt nach London, in der «Swissair» nach Basel, mit einem alten Bummelzug nach Winterthur — alles ein einziger unvergleichlicher Traum.

Der Traum ist vorbei, heute umfängt uns wieder nüchterne Wirklichkeit. Aber wenn ich in den letzten Jahren etwas gelernt habe, dann ist es das: diese nüchterne, aber freie Wirklichkeit meiner schweizerischen Heimat zu lieben!